Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 26

Artikel: Das Trachtenfest am Gurnigel

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644246

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kleinen Verlegenheit, denn ihre Augen weichen seinem Blicke nicht sogleich aus. Erst jetzt erkennt er so recht von Herzen, wie lieblich sie geworden ist. (Fortsetzung folgt.)

Zum Eidg. Sängerfest in Basel.

O Basel, trautes Basel, du Stadt am grünen Rhein,
die Schweizersänger kommen, heut bei dir Gast zu sein.
Sie kommen auf dem Strome in Nauen klein und groß.
Es folgt in langen Zügen der starke Heerestroß.

Laut schmettern die Fanfaren. Hell jauchzt der Alpensohn.
Die Meistersänger singen, es rauscht der Orgel Ton.
Es braust einher gewaltig, wie Sonntagsglockenschall,
ausklingend in ein Minnen von Lerch und Nachtigall.

Zum fernen Hochgebirge dringt hin der Sängerchor.
Die Felsenpforten springen, ein Weib tritt leis hervor.
Und wie aus einem Munde erschallt es fern und nah:
Gegrüßet seist du, Holde! Heil dir Helvetia!

Im Schnee- und Eispalaste, nun bald die hundert Jahr,
belauschte sie in Wonne die Schweizersängerschar.
Dem hohen Fest zur Weihe spricht sie in schlichtem Sinn.
So schön wie uns're Fraue spricht keine Königin:

„Ihr Söhne aus dem Süden, aus Ost, aus West und Nord,
vergönnt sei Eurer Mutter ein wohlgemeintes Wort.
Ihr habt es gut verstanden und gut genützt die Zeit,
entsproß dem Klang der Lieder ein Blatt der Ewigkeit.

„Wie Ihr so lieb gesungen, der Rheinstrom leiser rauscht.
Es haben Mond und Sterne andächtig still gelauscht.
Bald ward ein Lied ein Flüstern, das warm von Lippen schallt,
dann bald ein jäher Donner in seiner Urgewalt.

„Bald ward ein Lied ein Zunder, der facht die Seele an.
Wie oft hat schon ein Wunder ein schönes Lied getan?
Die Ihr mit süßen Tönen verwandelt Schmerz in Lust,
zu besserm Lob und Preise schmückt Flora Euch die Brust.

„Als rings die Welt in Flammen, im Feuer Meer und Land,
da warf der Krieg die Brüder an unsern Rettungsstrand.
Für ihren Durst und Hunger floß reichlich Milch und Wein.
Es muß auf dieser Erde doch noch ein Himmel sein.

„Droht je Gefahr von außen, Gefahr im eignen Haus,
die schleudert Ihr mit Liedern, mit Sang und Klang hinaus!"
Sie sprach's. Das Haupt noch einmal hebt sie empor so kühn,
vom Glorienschein umflossen, schied sie im Alpenglühn.

Ihr Lächeln galt beim Scheiden wohl einem Frauenlob,
der ihr im Heimatsange ein Band der Liebe wob.
Der ihr enthüllt die Treue, des Volkes wahren Sinn.
So reich wie uns're Fraue schied keine Königin.

Es schlummern all die Sänger, die Stadt in sanfter Ruh.
Des Rheines Wellen treiben fernab dem Meere zu.
Es schweigt das Hochgebirge, es schweigen Wald und Flur,
nur Gottes Hauch umsäuselt gelinde die Natur.

Die Sterne aber winden dem goldnen Siegeskranz,
und deutlich steht zu lesen in ihrem hehren Glanz:
Heil dir, geliebtes Basel, du treue, feste Hand!
Heil dir, o Schweizersänger! Heil dir, o Vaterland! Fl.

Das Trachtenfest am Gurnigel.

Am 23. Juni hielt die Schweizerische Trachtenvereinigung auf dem Gurnigel ihre Delegiertenversammlung und Führertagung ab. Das heißt, am Sonntag war eigentlich nur das farbenreiche Trachtenfest, die sachlichen Erörterungen begannen schon am Samstag und endeten am Montag. Die Trachtenleute versammelten sich zu dieser Tagung in Bern und fuhren von hier aus mit eidgenössischen Postwagen durch das sommergrüne Bernerland auf den Gurnigel. Kaum

Vom Gurnigel-Trachtefescht. Zwöi liebi Meitschi i dr neue Bärner Wärchtigtracht, i fröhlichem Gspräch.

waren dort die Quartiere bezogen, eröffnete auch schon der schweizerische Trachtenobmann, Dr. Laur aus Zürich, die Delegiertenversammlung und Herr Hartmann (Interlaken) hieß namens der Berner Sektion die Gäste willkommen. Im Tätigkeitsbericht erklärte Dr. Laur, daß der Verein, der heute über 6000 Mitglieder zählt, außer der Förderung des Trachtenwesens auch noch andere Aufgaben habe. Zur äußeren Erscheinung gehöre auch noch das geistige Tun. Deshalb wurde auch die Pflege des Volksliedes eingeführt, als dessen Förderer sich Alfred Stern in Zürich große Verdienste erwarb. Die Berner wollen auch ein Trachtenmuseum anlegen, dessen Patenschaft der schweizerische Trachtenverein übernehmen sollte. Am Abend hielt Dr. Laur einen Vortrag über Heimatkultur, in dem er darlegte, daß der Städter die Tracht als Sinnbild der Liebe zu Volk und Heimat trage, für den Bauernstand aber sollte die Tracht wieder zum Standeskleid werden. Am Sonntag früh belehrte der Obmann seine Zuhörer über „Sein und Schein in der Tracht". Dies war ein Kapitel, das hauptsächlich der Frau gewidmet war. „Etwas vorstellen wollen, mehr scheinen zu wollen als man ist", das ist ja eine Untugend, die man hauptsächlich der Frau zur Last legt. „Bei der Trachtenträgerin sollte keine Modegarderobe im Schrank zu finden sein. Sie soll ihre Sonntags- und Werktagstracht und eine Tracht zum Ausgehen haben. Die vielen Trachtenschöpfungen der Neuzeit bedingen eine Kontrolle der Trachten, die aber auch wieder nicht in eine Uniformierung ausarten darf.

Den Gruß der schweizerischen Heimatschutzvereinigung überbrachte dessen Obmann, Dr. Boerlin, und über die Bedeutung des Volkstanzes orientierte Fräulein Witzig aus Winterthur. Um wie viel lebendiger und fröhlicher der Volkstanz ist als unsere modernen Modetänze, das zeigten die durch Teilnehmerinnen vorgeführten Volkstänze: der Siebenschritt, der Lauterbacher, der Vögelischottisch usw. Der Sonntagnachmittag brachte die „Bergchilbi", an der sich das bunte Trachtenvolk im lustigen Reigen auf der improvisierten Tanzbühne drehte. Welche Tracht die schönste sei, ob die feuerflammende der Bündnerin, die der Weinländerin mit dem plissierten Röckchen und dem schönen Mie-

der, die der Luzernerin, Solothurnerin, Thurgauerin oder die der Bernerin, das hatte kein Schiedsgericht entscheiden können. Jede hat ihre charakteristischen Merkmale und ist genau der Eigenart der Trägerinnen angepaßt. Am Sonntagabend sprach noch Abbé Bovet (Freiburg) über den Geist des Volksliedes und seine Ausführungen wurden durch prächtige Vorführungen ergänzt.

Der nächste Tagungsort der Trachtenleute, die bereits ihr 10jähriges Bestehen feiern, dürfte Luzern werden. eo.

Wenn die Linden blühen.

Vom heiligen Baum und seinem wundertätigen Tee.

Juni, Juli, Brachet und Heumond, über beiden liegt wie zarter Goldstaub der Duft der blühenden Linde, des bescheidensten aller Bäume, des Veilchens unter den Bäumen. Ein Duft, wie er zärtlicher, verschämter und doch wieder leidenschaftlicher kaum noch unsere Sinne den ganzen Sommer hindurch umgaukelt. Ein süßer Zauber legt sich mit diesem Duft auf unsere Seele, in deren verstecktesten Winkeln noch immer irgendwo der kalte Winter grollend nistet. Erst im Banne dieser märchenhaften Bäume erschließt sich uns das Mysterium des Sommers. Denn die Blüten dieses heiligen Baumes singen den Hymnus auf seine uns zwar berauschende, aber selten voll zu Bewußtsein kommende Pracht und Herrlichkeit. Erst ein Sommerabend auf der Bank unter der blühenden Linde läßt uns teilhaben an dem größten Geheimnis dieser kurzen Jahreszeit, die zu schnell kommt und wieder entschwindet, als daß wir sie von Frühling und Herbst voll, würdig und gerecht scheiden und bewerten lernten.

Erst wenn unsere Seele auf den Duftwogen der Linde träumerisch und versonnen schaukelt, beginnen wir zu begreifen, warum es gerade dieser Baum unseren Altvordern angetan hatte, weshalb sie gerade ihn unter allen anderen auszeichneten und Frau Holle, der Göttermutter, und Freyja, der Liebesgöttin, weihten. Sie, die der Natur weit näher standen und die Sprache ihrer Kinder weit besser begriffen, als wir mit unseren längst abgestumpften Sinnen, sie taten nichts anderes, als daß sie mit dem selbstverständlichen Fingerspitzengefühl des Naturmenschen das Besondere und Einmalige dieses Baumes erfaßten und ihm deshalb den ihm gebührende Rang gaben.

Deshalb war er ihnen heilig, deshalb erwählten sie sein Geäst, seine himmelwärts strebende Krone, zum geheiligten Schutzdach ihrer Gerichtstage, deshalb umtanzten sie seinen von Bienen und Käfern umsummten Stamm bei ihren heiteren Volksfesten, deshalb gab es kein Dorf, ja fast kein Bauernhaus, keinen Friedhof ohne Linde. Denn er war ihr „Friede- und Freudenbaum". Aus diesem Grunde wurden auch zur Erinnerung an große Ereignisse fast stets Linden angepflanzt. An ihren heiligen Stamm hängte man Heiligenbilder, glaubte aus dem Rauschen ihres üppigen Laubdaches prophetische Worte herauszuhören und erkor sie zu Blut- und Femestätten. Rast unter einer Linde ist Symbol der Ruhe und der inneren Sammlung. Und weil sie an Alter und Dauerhaftigkeit alle Brüder und Schwestern übertrifft, setzte man sie an Gemarkungen und auf die Wälle der Festungen. Denn selbst der Blitz konnte ihr, der heiligen, nichts anhaben. Sie schützte Mensch und Vieh vor dem Groll des Donners.

Und das alles, obwohl ihr Holz im Vergleich mit dem aller anderen Bäume wenig brauchbar ist. Denn nur der Drechsler freut sich über ihr weißes und weiches, leichtes und zähes Holz. Aber gerade aus diesem Holz mußten die Geräte sein, die der Volksglaube beim Schatzgraben, beim Suchen nach geheimnisvoll wirkenden Kräutern benutzte. Ebenso Amulette.

Der Bast der Linde diente schon in der Frühzeit Europas, sowohl bei Germanen wie bei Slawen, zur Herstellung von Stricken und Flechtwerk, Garn, Hüten und Schuhen (Rußland). Man schrieb auch auf Lindenbast. Vielleicht kommt daher der Name „Linde", weil eben ihr Bast so biegsam, nachgiebig, zart, dünn, also „lind" ist. Auch Farbstoff — die Vicognefarbe und rosarote Lackfarbe — lieferte der Bast. Derselbe Bast, mit dem man am sichersten Besessene und Tobsüchtige und Tiere fesseln zu können glaubte, oder den man als Schutz gegen bösen Blick und sonstigen Zauber auf der Brust zu tragen pflegte. Lindzweige dagegen vertrieben, über der Stalltür angebracht, Hexen, über der Haustür am Johannistage (3.—24. 6.) vor Sonnenaufgang festgemacht, schützten vor Einbruch und räuberischem Gesindel. Noch heute gilt der durch Klopfen aus frischem Lindenbast gewonnene Schleim als wirksames Mittel bei der Behandlung von Wunden und Geschwüren.

Lindenholzkohle verwandte man früher für Schießpulver, zum Zeichnen und als — Zahnputzmittel! Aber auch als Mittel gegen chronische Hautkrankheiten und Drüsenanschwellungen, zur Beseitigung übel riechenden Atems, zur Bekämpfung von Krampfhusten, Blähungen, Nachtschweiß und Fieber. Die Homöopathie greift auf Lindenholzkohle und die aus frischen Blüten gewonnene Essenz bei Frauenkrankheiten, Blasenschwäche, Nesselsucht und Rheumatismus zurück (Kroeber „Das neuzeitliche Kräuterbuch").

Lindenasche muß man aufs Feld streuen, will man Ungeziefer vernichten.

Dagegen kannte man das Wundermittel des Lindenblütentees in früher Zeit noch nicht. Wohl gewann man durch Destillation einen Weingeist, das Lindenblütenwasser, das bei epileptischen Anfällen gut sein, Kopfschmerzen lindern, den Haarwuchs befördern, Sommersprossen und Runzeln beseitigen sollte. Wohl zapfte man die Linde ähnlich wie die Birke an. Aber erst der Weltkrieg machte den Lindenblütentee zum Familiengetränk. Wie gut er schmeckt und wie noch besser er wirkt, das weiß wohl heute jeder von uns.

Daß die Früchte ein den Mandeln ähnliches Oel und einen guten und starken Branntwein liefern, dürfte weniger bekannt sein. Auch die Fettnutzung — die Linde gehört zu den sogenannten Fettbäumen — trat wegen technischer Schwierigkeiten in den Hintergrund.

Uebrigens liefert nicht die in den städtischen Anlagen zu findende Sommerlinde, sondern die in Wäldern, in Dörfern und an Landstraßen wachsende und 14 Tage später blühende Winterlinde den Lindenblütentee, jedenfalls die „bessere" Sorte, wie sie auch stärker duftet.

In der Blumensprache bezeichnet die Lindenblüte den ersten Seufzer der Liebe. Aber wenn die Linde auch der Liebesgöttin geweiht war, dürfte jener einmal gemachte Vorschlag, Lindenblütenfünfuhrtees zu veranstalten, um das Herz der Liebsten zu erwärmen, trotz der unzweifelhaften schweißtreibenden Wirkung dieses Getränks reichlich abwegig sein. Selbst die zahllosen Lindenkonditoreien und „Gasthöfe zu den drei Linden" in den noch unzähligeren Lindenstraßen und -alleen dürften dagegen sein. Denn in gewisser Beziehung mindert dieser Trank die von allen Dichtern und Verseschmieden besungene Poesie der Lindenblüte, weil man zu sehr an Grippe, Husten und Heiserkeit, an Umschläge und unschöne Gurgelübungen erinnert wird, was wieder nicht nur der Linde ihre Melodie, sondern auch dem Sommer seinen Zauber raubt.

Die Linde erreicht zwar nicht das höchste Alter, sie wird „nur" 1000 Jahre alt, während der Wachholder das doppelte, die Eibe ein dreifaches Alter erreicht und der Drachenbaum von Teneriffa sogar auf ein 6000jähriges Alter zurückblickt, aber sie übertrifft fast alle an Dauerhaftigkeit. Denn selbst wenn ihr Kern morsch zu werden